

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 7 (1955)
Heft: 7

Rubrik: Blick auf die Leinwand

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BLICK AUF DIE LEINWAND

Die Intriganten

Produktion: USA, MGM
Regie: R. Wise
Verleih: Metro-Goldwyn

ms. Das ist ein außerordentlich starker, thematisch und gestalterisch fesselnder amerikanischer Film. Er gehört nicht zu jenen Filmen, in denen das Antlitz Amerikas sentimental oder idyllisch verklärt oder brutalitätsfreudig vergröbert ist. Er zeigt dieses Antlitz mit seinem Licht und seinen Schatten. Er zeigt wirkliches Leben. Worum geht es? Der Präsident eines Konzerns stirbt plötzlich. Wer wird sein Nachfolger? Er war ein starker Mann, ein großer Geschäftsmann, tüchtig, genial, erfolgreich. Wer aber folgt ihm nach von den Direktoren, die seine Werke verwälten? Der Kampf, der schon lange im geheimen schwelte, bricht plötzlich offen aus. Es ist ein Kampf, der verschlagen, rücksichtslos geführt wird. Ein Kampf voller Spannung. Wenn zuletzt jener Mann obenausschwingt, der das Prinzip der gesteigerten Produktivität und der sozialen Verantwortlichkeit des Wirtschaftsführers gegen das Prinzip des bloßen Gewinnstrebens vertritt, so ist das keineswegs eine Lösung nach dem billigen Rezept und durchaus auch nicht Schönfärberei. Es ist der Erfolg eines dramatisch geführten Ringens, einer ins Grundsätzliche gehenden Auseinandersetzung. Und es ist Ausdruck bester amerikanischer Tradition und Geisteshaltung. Der Film ist also zunächst rein stofflich interessant. Das Problem des Manageriums wird tiefshürfend behandelt. Es wird einem Publikum, das sich kaum je um solche Dinge kümmert, in einer spannenden Handlung bewußt gemacht, was es bedeutet, industrieller Führer, wirtschaftlicher Pionier zu sein und welches Maß an schöpferischer Tätigkeit in solchem Wirtschaftsführertum liegen kann. Dazu kommt, daß Robert Wise, der Regisseur, den Film großartig gestaltet hat. Er greift mitten hinein ins blutvolle Leben, er hält diesen Griff Leben, diese Handvoll Existenz unseres Jahrhunderts, gestalterisch in gewisser Distanz, verhält sich fast kühl dazu und vermag ihm gerade aus dieser Distanz die Kraft der Spannung, ja der Erschütterung zu geben. Die Schauspieler, die Robert Wise gewählt hat, sind große Darsteller: Frederic March spielt mit genialischer Einfühlung, differenziert (in gleichem Maße verabscheugwürdig wie ergreifend nämlich) den Gewinndenker, den armseligen, aber doch das Beste der Firma wollenden, den machthungrigen und seine Grenzen doch erkennenden Krämer. Louis Calhern bietet ein Glanzstück als Makler und Börsenglücksjäger, William Holden in der Rolle dessen, der schließlich siegt, zeigt die Allüre des guten Helden überzeugend und nüanciert, sich immer bewußt, diese Rolle, die sich der Schablone vom guten Filmhelden annähern könnten, so menschlich, individuell und gescheit wie möglich zu verwalten. Dean Jagger und Paul Douglas bieten vortreffliche Charakterstudien, Walter Pidgeon als der Senior des Kollegiums bleibt leider etwas blaß. Die Frauen überzeugen nicht ganz ihren darstellerischen Fähigkeiten entsprechend: Barbara Stynwyck setzt etwas auf, bewältigt aber ihre sehr schwierige Rolle einer Frau, die das Industriewerk haßt, weil es ihr die Liebe des Mannes gestohlen hat, in menschlich ansprechender und zum Mitgefühl zwingender Weise; June Allyson spielt die Gattin des schlieblichen Siegers, glaubwürdig im ganzen in ihrem Schwanken zwischen Angst vor dem Verlust ihres Mannes an die Arbeit und der unterstützenden Bewunderung für ihn, den Tüchtigen; Shelley Winters endlich gibt ein kurzes, aber stark wirkendes Intermezzo als Sekretärin, die aus einem Waschlappen von Mann — einen Mann macht. So ist der Film im ganzen, wenn er auch zuweilen Licht und Schatten, Weiß und Schwarz etwas zu einseitig verteilen mag, ein Werk, das des Anschauens wert ist und zur Diskussion anleitet.

Heidi und Peter

Produktion: Schweiz, Praesens-Film
Regie: F. Schnyder
Verleih: Praesens

ms. Da die gegenwärtige schweizerische Filmproduktion den leichtesten Weg einzuschlagen gewohnt ist und da der erste Film «Heidi» in der Welt Erfolg gehabt hat, war eine Fortsetzung zu erwarten. Hier ist sie nun, mit dem Titel «Heidi und Peter» versehen, und ungefährnen Motiven von Spirys Roman «Heidi kann brauchen, was es gelernt hat», folgend.

Kein vernünftiger Mensch wird die Kindergeschichte der Johanna Spyri als eine Geschichte für Erwachsene bezeichnen wollen, besonders in der heutigen Zeit. Ebensowenig ist das für den Film möglich, und wir wundern uns, daß dies von der Kritik — mit Ausnahmen —

nicht sofort festgestellt wurde. Nur aus dieser Perspektive des Jugendfilms kann man ihm einigermaßen gerecht werden. Es ist alles da, was ein kindliches Herz erfreuen kann: eine brave, frische Heidi, welche der gelähmten, ausländischen Freundin hilft wie sie kann, der vorwitzige Geißepeter, einem Streich hie und da nicht abgeneigt, der weltweise Großvater, fest auf der Erde stehend, und die kluge, deutsche Großmutter, die hinter der berglerischen Rauhheit die goldenen Herzen erkennt. Als komische Gegenspieler der affige Diener und die gespreizte Erzieherin, welche zum schallenden Gaudium aller Kinder hie und da mit den Kehrseiten des Landlebens nahe Bekanntschaft macht. Ein großes Unwetter erinnert mit seinen Folgen an den Ernst des Lebens, während ein Festbetrieb mit Kavalleriemusik und unvermeidlichem Fahnenschwinger bunte Bilder auf die Leinwand zaubert. Über allem thronen selbstverständlich die großartigen Berglandschaften, untermauert mit dem gewohnten Jodel. Welches Kind wird sich an diesem Film nicht freuen, und manche Erwachsenen mit ihm! Daß der Film mit der wirklichen Schweiz nichts zu tun hat, daß er den Charakter eines Kindervergnügens mit einem Stich ins Operettenhafte enthält, tut dem keinen Abbruch. Man wollte bewußt keinen Film mit irgendwelchen künstlerischen Werten. Die einst von maßgebender Seite an einer Generalversammlung der «Praesens» auch für den Schweizer Film aufgestellte programmatische Definition «Kompromiß zwischen den existenziellen Möglichkeiten und künstlerischen Aspirationen» ist hier restlos auf Kosten der letzteren preisgegeben worden.

Aber das hat bei aller Anerkennung des Unterhaltungswertes des Films für kindliche Gemüter Gefahren, die nicht verschwiegen werden dürfen. Es muß doch gehofft werden, daß man nicht ins Einfältig-Biedere absinkt. Es lohnte sich an sich kaum, viel darüber zu reden. Aber es muß auch vom künstlerischen Gesichtspunkt — Kunst hat schließlich dem Leben zu dienen — darüber gesprochen werden, weil unsere einheimische Produktion zu klein ist und jeder Film für sie repräsentativ genommen wird, besonders im Ausland, weil es fast keine andern gibt. Wäre dieser «Heidi und Peter» einer von — sagen wir — zehn schweizerischen Filmen pro Jahr, wir würden darüber herzlich lachen, gingen zur Tagesordnung über und hielten uns an die besseren, die dann auch noch da wären. Aber sie sind nicht da. Sie sind deshalb nicht da, weil wir in der einheimischen Filmproduktion keinen Konkurrenzkampf haben. Besäße unser Land mindestens drei Produktionsgesellschaften, die Spielfilme herstellen, so ergäbe sich das Wunder, daß gute Spielfilme entstehen. Die Praesens-Film AG., die — wir sprechen ihr das Verdienst um die schweizerische Filmproduktion keineswegs ab — diesen «Heidi und Peter» gedreht hat, besitzt die Stellung der monopolistischen Herrscherin, und es ist nur zu hoffen, daß sie Kritik an ihren Produkten nicht als eine Art von Verrat an den geistigen Interessen unseres Landes betrachtet. Dieser Film hat mit solchen nichts zu tun, und gerade hier liegen Gefahren.

Gewiß wird der Film, zumal er in Farben gehalten ist und schöne Berge zeigt, seinen Erfolg haben, bei uns und anderswo, und dieser Erfolg wird den Herstellern scheinbar wieder recht geben. Sie werden sagen: Seht, dieser angeblich schlechte Film gefällt, und was gefällt, ist gut. Vox populi! Aber merkt man nicht, daß mit der Meinung, die Qualität eines Produktes künstlerischer Observanz hänge von der Quantität der ihm Zustimmenden ab, im Grunde jenem Ungeist unserer Zeit gefröhnt wird, dem Ungeist des Massengerechten und Massengäßchen, der auch zu den totalitären Massenstaaten jeglicher politischer Färbung geführt hat? Und wenn mit jedem Schweizer Film noch die Humanität verkoppelt wird, wie es auch hier wieder völlig unmotiviert und peinlicherweise geschehen ist, können die Hersteller in ein Gewebe der sentimental Unwahrheit geraten, der Unwahrheit deshalb, weil die Aussage nicht mehr übereinstimmt mit der Gesinnung, aus welcher solche Filme tatsächlich gemacht werden: In der Aussage ist man human, oder gibt man sich so, in der Gesinnung aber bricht einzig das Begehrten durch, künstlerisch den Weg des geringsten Widerstandes zu gehen, um geschäftlich angeblich sicherer kalkulieren zu können. Hier lauern Gefahren, die beim Namen genannt werden müssen. Wenn wenigstens einmal der Versuch unternommen würde, sich künstlerisch Schwereres aufzuladen, als es in den letzten Jahren (seit «Die letzte Chance») geschieht: Der Erfolg würde das Wagnis zweifellos rechtfertigen. Und wir dürften stolz sein auf unsere Filme.

Jetzt können wir es nicht. Gerade auf diesen «Heidi und Peter» können wir es als zurzeit einzigm und deshalb repräsentativem Film gewiß nicht sein. Er entwirft jenes Bild von der Schweiz, welches das Ausland von uns hat und das eine Karikatur ist: Berge, Kühe und Ziegen, Holzhütten, Käse, Schokolade, Hotelportiers und weicher Kern in rauer Schale — leicht peinlich. Die Ausländer werden wieder einmal sagen können: Seht, so sind die Schweizer, sie selber geben sich ja so

wieder! Ungeschliffene Burschen, Alpaufzüge, Jodeln. Der Kuhmist als einziger Wohlgeruch. Selbstgerechter Stolz, daß man im Besitz von so schönen Bergen ist. Als ob der liebe Gott sie gerade für die Schweizer und zur Freude des Fremdenverkehrs so geschaffen hätte. Selbst in diesem Film strecken wir noch die Hand nach dem Trinkgeld aus. Unsere offizielle Fremdenverkehrspropaganda versucht, die Fehler von früher — die Fehler, von den Schweizern als von Sennen, Hirten und Käasern zu berichten — so gut als möglich auszumerzen. Mitten in diese verdienstlichen Bemühungen, für unser Land Kulturwerbung zu betreiben, mitten in diese Bemühungen hinein platzt dieser offensichtlich auf die Verkehrswerbung (vor allem in Amerika) ausgerichtete «Heidi und Peter». Mehr Umsicht, meine Herren! Auch das muß gesagt sein.

Künstlerisch gesehen, was geschieht in dem Film? Nichts. Heidi lebt auf der Alp, bei ihrem Oehi und ihrem Geißepeter. Und wartet auf Clara aus Frankfurt, die versprochen hat, einmal in das Gebirge zu kommen. Sie wartet lange. Den ganzen Winter über. Sie freut sich, daß der Samichlaus in der Schulstube zu Besuch kommt und bringt dem ziemlich faulen Geißepeter das Lesen bei. Dann kommt der Sommer, mit dem Sommer kommen Clara, Großmutter Sesemann und Fräulein Rottenmeier, die Gouvernante, später dann noch Herr Sesemann und der Kammerdiener Theo Lingen. Sie steigen auf die Alp. Trinken Milch (daß diese tuberkelfrei sei, wird im Film nicht gesagt, ein Selbstlob weniger). Sie wandern über die «Almen», bewundern die Berge, die man zu diesem Zwecke aus dem ganzen Kanton Graubünden im Film zusammengetragen hat. Man weiß nie, wo man sich befindet. Das geographische Konzept des Films ist völlig mißraten. Geißepeter steigt mit seinen Geißeln hangauf, hangab, aber von wo er kommt und wohin er geht, weiß man nie genau. So fehlt die Konzeption, die örtliche Klarheit in der Regie. Fräulein Rottenmeier etwa hat Angst vor den Kühen. Sie läuft erschreckt davon, als eine Kuhherde daherkommt, stolpert und fällt, platsch, in einen duftigen Kranz von Kuhdüniger, hat die Hände voll davon und fährt sich, von Erschrecken gepeinigt, mit den schmutzigen Händen noch ins Gesicht. So jagt ein Scherz den anderen. Der deutsche Schwankfilm wird aufs Gekonnteste konkurrenziert. Jede Situation ist, sofern sie nicht sentimental ist, schwankhaft. Andere Situationen gibt es nicht. Oder doch! Es gibt ein Unwetter. Blitze fahren vom Himmel. Der Wildbach schwollt an. Das Dorf wird überschwemmt. Der Alpoehi eilt zutal, den Obdachlosen zu helfen. Clara läuft ihm nach, weil sie vor Donner und Blitz Angst hat, und Heidi hintendrein, und schließlich stehen sie alle, in schwarzer Gewitternacht, an des Wildbachs Ufer und schleppen Sandsäcke. Dieses Unwetter ist technisch unbeholfen gemacht. Und wenn es vorbei ist, ein neuer Höhepunkt: Man veranstaltet eine Kilbi in Maienfeld, lädt die Kurgäste aus Ragaz dazu ein, bietet eine Kavalleriemusik auf, läßt Karusselle sich drehen. Der Oehi schießt mit Herrn Sesemann um die Wette und gewinnt natürlich, denn er ist ein Sohn aus dem Lande Tells! Das Geld, das auf der Kilbi eingeht, wird für den Wiederaufbau der zerstörten Häuser im «Bergdörfli» verwendet. Und so endet auch dieser Film mit Humanität und Caritas. Das Pünktchen auf das «i» aber ist, daß der reiche Mann aus Frankfurt, Claras Vater, dem armen Geißepeter das Studium bezahlt. Geißepeter will nämlich Geometer werden.

Und dann der Dialog. Dieser Dialog! Die Kinder reden, wie Kinder nie reden. Geißepeter, als er durch einen Theodoliten schaut, sagt: «Da fahrt jo eim der halb Kanton Graubünden i d'Schnore.» Und so weiter. Langstraßejargon aus Zürich. So sprechen Bergbauernkinder nicht. So bewegen sich auch Bergler nicht. Heidi und Peter sind als Typen gut ausgewählt, zweifellos, aber sie können nicht spielen, die Kinder werden nicht gelenkt (wie es Comencini getan hat im ersten Film «Heidi»). Franz Schnyder macht in Laien- und Volkstheater und gibt noch mehr als in «Uli der Knecht» seiner Neigung zum Kabarett nach. Gretler spielt den Alpoehi: aufgesetzt, leer und pathetisch; Hegetschweiler spielt den Lehrer: leer auch er. Willy Birgel stelzt mit deutscher Eleganz durch den Film, Theo Lingen und Anita May setzen die Flunkereien des Schwanks hin; einzig Traute Carlsen hat eigenen Geschmack genug, ahnen zu lassen, was sie schauspielerisch kann. Gute, brave Schauspieler, die hier zur Verfügung standen, sind falsch ausgenutzt, sind schlecht geführt.

So schlecht wie die Kamera. Postkartenbilder von Landschaften. Das genügt nicht! Eine Handlung, die mit Bildern illustriert wird, statt daß diese Handlung durch das Bild, seine Atmosphäre, seinen schildernden Gehalt erzählt würde. Der Film ist diesmal in Farben. Aber die Farbe entbindet die Filmschaffenden noch mehr davon, optisch zu formulieren. Sie brauchen nicht mehr nach Tiefe zu trachten, weil die Farbe von selbst Tiefe gibt. Sie brauchen noch weniger Film zu machen, als sie es gewohnt sind, und können so noch mehr am Volkstheater sich erlustrieren. Die Aufnahmen von freier Landschaft sind gelungen. Sie sind das Beste am Film — immer, so meine ich, was die Farbgabe betrifft. Die Interieurs aber sind mißlungen. Die Farben

in der Szenerie zu selektionieren, ist anscheinend niemandem eingefallen. Auf den Wänden der Schulstube, der Alphütte des Oehi und der Wohnstube der Mutter des Geißepeters sieht man die Reflexe der Scheinwerfer, und in der Schulstube merkt man sogar einmal, daß sich keine Decke darüber befindet! Der ganze Film beweist von Meter zu Meter, wie sehr da doch künstlerischer Dilettantismus am Werke war. Schade. Und dabei gibt es Stoffe, gibt es Probleme, die einem auf den Fingern brennen. Stoffe, Probleme, aus denen das Antlitz unseres Landes abzulesen wäre. Und die auch das Ausland interessieren würden. Die uns Achtung eintrügen. Nicht nur ein mitleidiges Schmunzeln über Selbstgerechtigkeit und schweizerischen Eigendünkel.

Es scheint uns von größter Bedeutung, auch auf diese Kehrseiten des Films hingewiesen zu haben. Er zeigt, abgesehen von seiner Judentumsgabe andererseits, eine Entwicklung an, die gefährlich werden könnte. Sollte der zukünftige Schweizer Film nur noch aus derartigen schwankhaften Kinder-Operetten bestehen, so wäre dies eine Katastrophe. Das Leben rauscht daran vorbei. Bleibt zu hoffen, daß die kommenden Subventionen für eine Wiederkehr des künstlerischen Wettbewerbes sorgen.

Willkommen, Mr. Marschall!

Produktion: Spanien, Unincor
Regie: Berlanga
Verleih: Monopol-Pathe

ZS. Spanien ist ein Diktaturstaat. Trotz der schlechten Verhältnisse, besonders auf dem Lande, besteht keine Möglichkeit öffentlicher Kritik, geschweige eines Widerstandes. Aber zu allen Zeiten haben echte Begabungen Wege gefunden, auch unter Tyrannen das auszusprechen, was ihnen auf der Seele brannte, meist in der Verpackung lachender Ironie, hinter der sich tiefer Ernst verbirgt. Dieser Augenblick scheint auch in Spanien gekommen zu sein. «Willkommen, Mr. Marschall!» ist eine Glanzparodie auf die spanischen Zustände und den Geist ihrer Bewohner, nebenbei auch noch auf die Amerikaner. Mit einer bewundernswerten Beobachtungsgabe ausgestattete spanische Filmleute haben hier eine unübertreffliche Schilderung des einst so stolzen Spaniens.



Der schwerhörige Alkalde des spanischen Nestes auf dem Rathausbalkon bei der Hauptprobe zum Empfang der Amerikaner zwischen dem Gemeindeweibel und dem angeworbenen Festleiter bei einer Ansprache. (Aus dem Film «Willkommen, Mr. Marschall!») In Wirklichkeit werden die Amerikaner durchrasen.

niers aus dem Volke gegeben, der angesichts der Verhältnisse sich bis zum Bettler erniedrigt, um etwas zu erhalten. Selbst an die wichtigtuerischen Politiker hat man sich vorsichtig herangewagt, und sogar der Pfarrer bekommt lächelnd etwas ab. Die Charakterisierungskunst ist sehr groß; rasch kennt man jeden dieser großsprecherischen, schlauen und irgendwie rührenden Typen mit dem Alkalden und dem Abgeordneten an der Spitze. Ebenso ausgezeichnet ist die Atmosphäre; man fühlt sich in dem bei aller Dürftigkeit liebenswerten Nest bald zu Hause. Ein kleines Stück der echten, geknechteten Seele Spaniens ist hier eingefangen, noch vertieft durch einige ausgezeichnete Traumszenen. Man kann nur hoffen, daß auch diesem Volk eines Tages der Weg in die Freiheit und zur Toleranz wieder geöffnet wird. Es könnte den freien Welt manches geben; der in Cannes ausgezeichnete Film beweist es.